Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 23. 5. 1937 | Nr. 21

... der Größte ist der Kamerad!

Folgender Ausschnitt ist dem Buch „Drei und eine Gefolgschaft" von Waldemar Paul, das soeben im Verlag Emil Pahl in Dresden erschien, entnommen..

Rolf Böhme nähert sich dem Gymnasium. Huttenstraße — Augsburger Straße — da steht der graue Block mit den hohen Fenstern, den breiten Stufen, die zum Eingang führen. Fritz gesellt sich zu Rolf.

„Matur! — Hast du gut vorgearbeitet?"

„Wie es die Zeit zuließ."

„Na, wird schon langen."

Die hohen Flügeltüren schließen sich hinter beiden. Dann sitzen alle im Prüfungszimmer und hören den Worten des Kommissars zu.

„Meine jungen Kameraden! Sie stehen vor einem entscheidenden Abschnitt Ihres Lebens. Stellen Sie das, was Sie in den langen Jahren unserer schulischen Arbeit gelernt haben, heute unter Beweis. In wenigen Tagen treten Sie hinaus, Sie sind auf sich gestellt, Ihr Entschluß ist richtunggebend, und ob er richtig war, das sagt Ihnen das Leben. Sie sind für sich selbst verantwortlich. Die Zeit des „Geführtwerdens" ist vorbei: Sie sind sich selbst Führer. Richten Sie alle Ihre Kräfte auf die Arbeit, zu der Sie sich berufen fühlen — Anerkennung gebührt nur der Höchstleistung."

Mathematikprüfung!

Rolf liest seinen Aufgabenzettel. „Entwickeln Sie die Gleichung der Zykloide und bestimmen Sie den Richtungsfaktor Ihrer Tangente."

Zykloide? — — — Ach so — Rollkurve!

„Herr Böhme, Sie können wohl beginnen?"

Nun steht er vorn an der Wandtafel, die Kreide in der Rechten und zeichnet. Beweglicher Punkt — Koordinaten — x, y." Noch ein paar Hilfslinien — fertig.

„Richtungsfaktor!" Rolf differenziert die Gleichung.

Der Mathematikprofessor unterbricht: „Gut, Herr Böhme, setzen Sie sich."

Von Aufgabe zu Aufgabe geht es nun. Der eine der Prüflinge fiebert, der andere lächelt, wenige — zittern.

Kühl und überlegen die Professoren. Tun sie nur so? Oder bewegt auch sie die Zukunft ihrer Schüler? Erinnerungen steigen in ihnen auf. Freilich, so mußten auch sie vor vielen Jahren ihre Prüfung ablegen. Wie war ihnen doch damals zumute gewesen? — — Und dann hilft mancher der so streng dreinschauenden Professoren an besonders schwierigen Stellen doch nach. — Ist nicht mehr Vorgesetzter, ist — Kamerad.

Rolf besteht, geht mit der 2 ab.

Als er nach Tagen sein Zeugnis in Händen hält, überlegt er sich noch einmal seinen ferneren Lebensweg. Bis zum Oktober will er frei bleiben, dann will er in den Arbeitsdienst und in die Wehrmacht gehen, und nachher Kaufmann werden.

Das heißt, daß er in einem halben Jahr seine Gefolgschaft aufgeben muß. Die Gefolgschaft aufgeben — das kann er sich noch gar nicht vorstellen. Nicht mehr die Kameraden um sich haben, mit denen er seit drei Jahren so viel Gemeinsames erlebt hat!

Keinen HJ-Dienstanzug mehr anziehen dürfen. —

Keinen Heimabend, keine Geländespiele mehr. — Andere werden während seiner Abwesenheit in die Gefolgschaft kommen, und wenn er wiederkehrt, wird er vielleicht nur ganz wenige noch kennen. Vielleicht auch gar keinen mehr — alles andere — Neue. — Neue Gesichter! — Er wird ja selbst bald ein Neuer sein — ein Fremder in einem fremden Kreis. Er muß sich ja auch erst im Arbeitsdienst einleben. —

Wird ihm das schwerfallen?

Der Text eines Liedes fällt ihm ein, er summt es. Kameraden fragen nicht lange woher, nicht lange, wo bist du geboren? Sie haben alle dem einen Heer, der einen Fahne geschworen."

Kameraden sind sie ja alle, ob im Jungvolk, in der HJ., im Arbeitsdienst oder in der Wehrmacht — Kameraden!

Kameraden — das klingt nach Pflicht, nach Erleben, nach Frohsinn.

Kameraden — das klingt nach Gemeinschaft, nach Verstehen.

Kameraden verstehen sich! —

So will er immer mit Kameraden seinen Weg gehen — nie allein — nie einsam. — —

Wir alle sind Kameraden. Ob du im Schlosserkittel werkst oder im weißen Berufsmantel, ob du den Hammer in der Hand hältst oder die Feder, du bist einer der unsrigen. Du bist nicht allein, du kannst nicht für dich handeln, nein, du bist nur ein Teil von einem Ganzen und mußt im Sinne dieses Ganzen wirken.

Hast du schon einmal über den Sinn des Wortes Kamerad nachgedacht? Du mußt all die kleinen Mängel und Schwächen, die dir noch zu eigen sind, zu überwinden trachten, denn du mußt versuchen, mit vielen auszukommen.

Du mußt aber auch die Schwächen, die der eine oder andere noch nicht abzulegen vermochte, überbrücken, darfst dich nicht an ihnen stoßen, du mußt sie übersehen können.

Als Kamerad hast du noch mehr zu tun!

Wohl hat jeder Mängel, aber du mußt auch sehen, ob der andere sich Mühe gibt, sie zu bekämpfen. Ob er unter ihnen leidet, oder ob er gar einen falschen Stolz auf sie zutage treten läßt. Hier mußt du hart sein und deinen Kameraden erziehen. Kein falsches Mitleid! Die faulen Teile herausschneiden, ehe die Fäulnis um sich greift! Überhaupt mußt du das „Kamerad-sein" vorleben. Auf Sauberkeit mußt du halten, auf die äußere und viel mehr noch auf die innere.

Arbeite erst an dir selbst! Halte dich fern von allem Schmutz und von allem Unsauberen!

Die innere Sauberkeit und die innere Disziplin bedingen die äußere, nicht umgekehrt. Hier setzt die Kameradschaft ein, und hier kann sie manchen zu sich hinführen. Aus dieser Kameradschaft heraus, die bildet, fördert und erzieht, erwächst die Haltung, erwächst das Bereitsein zum letzten Einsatz für sie. Den letzten Einsatz ist nur das Größte wert — das Größte ist die wahre Kameradschaft — der Größte ist der Kamerad.

Ins Leben.

Die Bäume sollen wehen,
Die bitter blauen Schlehen,
Das ganze Roggenfeld.
Uns kann nichts geschehen,
Uns gehört die Welt.

Wir wollen, wir sollen,
Wir schöpfen aus dem Vollen
Und schaffen das Leben um.
Ohne uns gilt's wenig,
Jeder ist ein König.

Mit uns gilt es viel.
Wir haben ein hohes Ziel.
Wir müssen in zwanzig Jahren
Einen Kranz in unseren Haaren
Und hohe Frauen haben.

Wir müssen Herzen von Knaben
Bewahren und die Stirn von Stein.
Wir müssen saubere Hände
Halten und am Ende
Größer als unsere Väter sein.

Wir müssen die Hämmer schwingen,
Die Schlehen und blauen Syringen,
Das ganze Roggenfeld —
Wir müssen die alte Welt
Um einen Schritt weiter bringen.

Ludwig Finckh.

Herr Enke und die Buschwindröschen.

Von Hans Riebau.

„So geht es nicht weiter", sagte Herr Enke, als er in der Deutschstunde seiner Klasse die Aufsätze zurückgab. „Ich habe Ihnen das Thema „Der deutsche Gartenbau" gestellt. Aber Sie haben aus dem Garten ein „Gärtchen" gemacht, aus seinen Blumen „Blümchen", und aus den Bäumen „Bäumchen". Was fällt Ihnen denn nur ein. Wie kommen ausgerechnet Unterprimaner dazu, die Dinge des Lebens durch die Silbe „chen" zu verniedlichen? Warum müssen es Radieschen sein, die Sie säen und nicht Radiese? Warum sagen Sie Buschwindröschen statt Buschwindrose?"

Herwondt, der Primus, meldete sich. „Es heißt aber nun einmal so", sagte er „man spricht doch von Radieschen!"

„Nein", rief Herr Enke, „das ist eine dumme Angewohnheit. Die deutsche Sprache wird, das bitte ich mir aus, schlicht und einfach gesprochen. Unter erwachsenen Menschen sagt man nicht Hühnchen, sondern Kücken, nicht Blümchen, sondern kleine Blume, nicht Hündchen, sondern junge oder winzige oder zwergenhafte Hunde. Die deutsche Sprache kennt im Grunde überhaupt keine Verkleinerungssilbe. Und damit Sie es lernen, schreiben Sie jetzt in zehn Minuten einen Schnellaufsatz. Thema etwa: „Kleines Erlebnis im Garten". Aber ohne jedes „chen" und „lein", verstanden?"

Die Schüler hatten verstanden. Sie saßen da und knabberten an den Federhaltern. Nur Herwondt, der Primus, war über sein Heft gebeugt und schrieb, daß es nur so eine Art hatte. Nach acht Minuten schon war er fertig und übergab Herrn Enke das Heft. Der nahm es, schlug es auf und las:

Seltsames Erlebnis im Garten. — Mein Großvater saß in der Laube und erzählte den kleinen Mäden Mären von Grimm. Lies aber hörte nicht zu. Sie zog in Gedanken ihr Leib aus und warf es auf die zahmen Kanine. Die sprangen auf den Stall, der kippte um und nunmehr liefen die Meerschweine und die Frette weg. Eine Rotkehle flog auf und flüchtete, ihren Glühwurm im Stich lassend, in das Veil-Beet und dann weiter in die Maiglocken. Die Rotkehle fühlte sich offenbar verfolgt, denn sie war ein Weib.

Mein Großvater aber war ärgerlich geworden. „Ihr Mäden", sagte er, und nahm einen Schluck Erdener Treppe, „ich rede mir meinen Zapfen heiser; ihr aber kennt die Mären von Schneewitt und Dornrös wohl schon?"

„Jawohl", sagte Lies, der Nesthaken, „ich gucke lieber zu, wie die Eichhörner da oben die dicken Weidenkatzen auf die verwelkten Stiefmütter werfen.

Herr Enke klappte das Heft zu. „Es ist genug", rief er und schlug zornrot im Gesicht mit der Faust auf das Katheder. „Sie brauchen nicht mehr weiter zu schreiben. Wir fahren in der Tasso-Lektüre fort. Wo waren wir stehen geblieben?"

Wieder erhob sich Herwondt: „Auf Seite 23", sagte er, „Zeile zwölf:

„Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende,
was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt."

(Aus der NWZ.)

Die Heldin von Griffen.

Mit großer Feierlichkeit wurde am Sonntag vor Pfingsten in Markt Griffen (Kärnten) der Tag begangen, an dem Grete Schoderböck fünfzig Jahre geworden wäre. Ihr Name lebt fort in der Erinnerung der Kärntner. Als Tochter einer Wäscherin in Griffen geboren, besuchte sie die Schule in Klagenfurt, wurde geprüfte Pflegerin, bekam später in Wien eine Anstellung und heiratete auch in Wien. Als Kärnten den Freiheitskampf führte, eilte Grete Schoderböck in die bedrängte Heimat und leistete ihr unschätzbare Dienste. Den Heldentod erlitt sie am 3. Mai 1919. Die über die Drau zurückgeworfenen slowenischen Truppen beschossen Völkermarkt, wobei zehn Personen getötet und drei schwer verletzt wurden. In der Mittagsstunde erschienen drei Flieger und bombardierten den Sanitätshilfsplatz, wo eben Verwundete übernommen wurden. Unter den Toten war auch Grete Schoderböck. In der Heimat, die sie so tapfer verteidigte, fand sie ihre letzte Ruhe.

Gerade am Muttertag wurde der Heldin von Griffen in ihrer Geburtsstadt liebevoll gedacht. An ihrem prächtig geschmückten Grab fand eine Feier statt.

Preußischer Boden — im Herzen Böhmens.

Vor 180 Jahren, am 6. Mai 1757, starb der Feldmarschall von Schwerin, der greise Feldherr Friedrichs des Großen, vor Prag, den Heldentod.

Es ist nur wenigen bekannt, daß es inmitten des Böhmerlandes, und zwar 12 Kilometer südöstlich von Prag, ein Fleckchen Erde gibt, das preußisches Eigentum ist, und das schon seit beinahe hundert Jahren. Es liegt in einer sanften Mulde zwischen Wiesen und Feldern und bildet, von einem Wassergraben umschlossen, gewissermaßen eine kleine Insel — von der Form eines Eisernen Kreuzes. Wenn man sich diesem künstlich angelegten Eiland nähert, glaubt man vorerst, nur ein kleines Wäldchen vor sich zu haben. Und erst, wenn man dicht vor den Bäumen steht, wird man gewahr, daß sie bloß eine Umrahmung bilden: die Umfriedung einer einsamen Stätte geheiligter Ruhe. Beschattet von dichtem Laubwerk, erhebt sich hier ein wuchtiges, aus dem Metall von Geschützrohren gegossenes Grabmal: zur Erinnerung an gefallene Helden aus friderizianischer Zeit . . .

Der greise Marschall greift zur Fahne.

Man schrieb das Jahr 1757. Friedrich der Große, beunruhigt durch den Umstand, daß es Österreich geglückt war, Frankreich, Rußland und Schweden als Verbündete zu gewinnen, hielt es für geraten, dem gefährlichsten Gegner: der Armee Maria Theresias, zuvorzukommen, und überschritt mit 70 000 Mann die Grenzen Böhmens. In zwei Gruppen marschierte er gegen Prag, wo die Kaiserlichen, unter Führung Karls von Lothringen, sich ihm entgegenstellten. In den Vormittagstunden des 6. Mai gingen die Preußen zum Angriff über. Feldmarschall Schwerin, der den linken Flügel befehligte, hatte bemerkt, daß die Österreicher noch keine zusammenhängende Front gebildet hatten, und so entschloß er sich, dem Gegner mit sämtlichen Bataillonen, die er zur Hand hatte, in die Flanke zu fallen. Doch so vielversprechend dieser Plan auch scheinen mochte, war er dennoch im voraus zum Scheitern verurteilt, da Schwerin die zwischen ihm und den Österreichern liegenden versumpften Niederungen für leicht überquerbares Wiesengelände hielt. Die unvermeidliche Folge dieses schwerwiegenden Irrtums war, daß die Preußen, noch ehe sie in die Lage gekommen waren, einen regelrechten Angriff zu entfalten, zum Rückzug gezwungen wurden. Als nun Schwerin das Zurückfluten seiner Leute merkte, wollte er durch persönliches Beispiel die Lage noch in letzter Minute retten: er ergriff die Fahne des weichenden Regiments — im nächsten Augenblick sank er, von fünf Kartätschkugeln tödlich getroffen, zu Boden . . .

Der tapfere Marschall, der bei Sterbohol nächst Prag am 6. Mai 1757 mit unvergleichlichem Elan vorwärts stürmte und im Kampf sein Leben ließ, stand im 73. Lebensjahr. An der Stelle, an der er fiel, errichteten ihm erst die Österreicher und 1839 auch die Preußen ein Denkmal. Seit dieser Zeit ist der Grund, so weit der Graben reicht, preußisches Eigentum.

Gedenkbuch.

Neben dem Schwerin-Denkmal steht ein kleines weißes Häuschen, bewohnt von einem Invaliden, der die einsame Stätte pflegt und betreut. Den Fremden, die hierher kommen, legt er ein Buch vor, damit sie ihre Namen einschreiben. Und denjenigen, die es interessiert, zeigt er zwei dickleibige Bände, die bereits gefüllt sind mit Unterschriften: unter ihnen zahlreiche Namen von Staatsmännern, hohen Generalen, Politikern und Privatpersonen aus aller Herren Länder. Im ersten Band findet sich neben den Unterschriften des englischen Schriftstellers Carlyle (1858), des Prinzen Albrecht von Preußen (1866) und des französischen Marschalls Boulanger (1890) auch eine höchst bemerkenswerte Eintragung, datiert vom 24. Dezember 1866: „Paul v. Beneckendorf und Hindenburg, Seconde-Lieutnant im 3. Garde-Regiment zu Fuß, in der Campagne 1866 (Königinhof, Trautenau, Königgrätz)."

Im übrigen dürfte es auf den historischen Schlachtgefilden rund um das Schwerin-Denkmal gar bald etwas lebhafter zugehen. Ganz im stillen wurde hier Grundstück um Grundstück zu billigen Preisen aufgekauft: wie man hört, zwecks Errichtung von Fabriken. Und so ist es nicht ausgeschlossen, daß wir bald das Denkmal zwischen ratternden Maschinen und rauchenden Schloten werden suchen müssen . . .

(Aus den „Wiener Neuesten Nachrichten".)

Versunkene Wälder.

Einer alten Sage nacherzählt von Staatsschauspieler Friedrich Kayßler.

Hast du einmal im Walde gelegen und dir die tausendfachen Arten der Moose betrachtet? Hast du da gesehen, daß sie alle miteinander winzigen Bäumen gleichen, die einen mit kerzengeraden Stenglein und gefiederten Ästen wie Tannen, andere mit zarten Zweiglein wie Fichten und Lärchenbäume, noch andere mit knorrigen, eisgrauen und grünlichen Stämmchen, oben mit vielverzweigten breiten Wipfelchen wie Eichen und Buchen? Solche mit rotbraunem Stengel und buschigen Köpfen wie kleine Kiefern und andere besenförmige grüne, von oben bis unten mit Zweigen besetzt wie winzige Pappeln?

Weißt du auch, daß du ganz richtig gesehen hast, und daß alle wirklich einmal in uralten Zeiten richtige große Bäume gewesen sind wie die andern?

Eine alte Sage erzählt davon.

Da heißt es: Zu der Zeit, wo die ersten Christen immer näher gegen die nordischen Wälder vordrangen, da erfaßte Wodan, den obersten Gott der Heiden, ein heiliger Zorn und er beschloß, daß die Christen seinen herrlichen Urwald nicht haben sollten. Deshalb sandte er Thor, den Gott des Donners, aus und befahl ihm, den Wald zu zerstören.

Da spannte Thor seine riesigen Böcke vor den Wagen und brauste davon. Aber als er die ersten grünen Wälder zu seinen Füßen sah, da tat ihm das Herz weh, und er spornte die Böcke zu rasendem Laufe und brauste noch einmal über die Wälder hin, ohne mit seinem Hammer ein Zweiglein zu berühren. Aber dann gedachte er an Wodans Befehl und wandte die Böcke. Und nun trabten sie langsam, mit wuchtigen Hufen, dicht über den Wäldern. Und Thor, der Gott, hub seinen riesigen Hammer hoch in die Wolken und ließ ihn auf die erste Tanne niedersausen, daß sie bis an die Krone in den Boden hineinfuhr. Da brüllte die Erde laut auf, als ob man sie ins Herz getroffen hätte, und Thor brachte es nicht über sich, von neuem zuzuschlagen, bis er zur fünften Tanne kam; da brüllte Wodan von oben: „Schlag zu!" Und gehorsam sauste der Hammer. Wieder brüllte die Erde und wieder zauderte Thor, bis Wodan brüllte: „Schlag zu!" und die zehnte Tanne versank. Und bei jedem Stamm brüllte die Erde und zauderte Thor, bis er zum nächsten fünften Baum kam und Wodan brüllte: „Schlag zu!" So ging es vom zehnten zum fünfzehnten Stamm und weiter über den ganzen Wald. Und als das grausame Werk zu Ende getan war, da war es kein Urwald mehr, sondern ein dünner, gelichteter Wald, wie wir ihn heute noch sehen. Aber die Erde, welche unerschöpflich ist in der Liebe zu ihren Kindern, ließ an jeder Stelle, wo ein Baum versunken war, Tausende von winzigen Pflänzlein erstehen, welche das Ebenbild des begrabenen Riesen in zahlloser Menge im Kleinen wiederholten.

Als die Christen in die Wälder kamen, nannten sie diese zarten, hundertfältig gearteten Schmerzenspflänzlein der Mutter Erde alle zusammen mit einem einzigen Namen: Moos. Denn die Christen wußten ja nichts von dem Schmerz der Erde.

Nach vielen Jahrhunderten fanden die Menschen unermeßliche Kohlenschätze tief in der Erde und sagten, das seien versunkene Wälder.

Nun weißt du, wie die Sache zusammenhängt.

Dauergast bei Menschenfressern.

Ein Oxfordstudent lebt drei Jahre unter Kannibalen.

Der englische Student Tom Harrison berichtete dieser Tage über seine Erlebnisse bei polynesischen Menschenfressern.

In Südpolynesien liegen gruppenweise kleine Inseln, die in vorhistorischer Zeit von einer Zwergrasse bevölkert waren. Seit Menschengedenken herrscht in dieser weltfremden Gegend der Kannibalismus. Im Jahre 1606 wurden die Neuen Hebriden — so nennt sich die Inselgruppe — von Spaniern entdeckt. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen Engländer und Franzosen auf den Inseln und ließen sich als Plantagenbesitzer an einigen Stellen nieder. Dennoch hat sich das Land der europäischen Zivilisation nur schwer erschlossen. Vor vier Jahren begab sich eine wissenschaftliche Expedition aus England nach den Hebriden, um dort kulturhistorische Studien zu machen. Ein Oxfordstudent Tom Harrison nahm an der Expedition teil. Es gefiel ihm so gut, unter den Eingeborenen zu leben, daß er sich weigerte, mit den übrigen Mitgliedern der Expedition nach Hause zu kehren und drei Jahre unter den wildesten Stämmen, bei denen Kannibalismus an der Tagesordnung ist, verlebte.

Es gelang Harrison, zu dem Stamm der Big Nambas vorzudringen, die im nördlichen Teil der Insel Malekule leben. Es ist ein Bergland, von der unwegsamen Dschungel begrenzt. Nur Eingeweihte finden den Weg durch den von Schlangen und wilden Tieren bevölkerten Urwald. Es war keine leichte Aufgabe, das Vertrauen der Wilden zu gewinnen, da sie die Weißen hassen. Ungefähr 3000 Kannibalen leben in der Wildnis, jeder Stamm in einem abgesonderten Tal. Die einzelnen Stämme verstehen nicht einmal die Sprache der anderen und führen oft Krieg untereinander. Die Männer tragen einen kurzen Lendenschurz und eine schwarze Schnur aus Orchidenstengeln um den Hals. Die Frauen pflegen ihr Haar mit Blumensäften zu färben. Sonderbarerweise gelten fehlende Zähne als schön. So werden den Frauen die Vorderzähne vom Medizinmann unter grausamen Schmerzen herausgezogen. Frauen sind auf diesen Inseln eine Ware, die man kaufen kann. Gewöhnlich werden Frauen zusammen mit Vieh, vornehmlich — man höre und staune — zusammen mit Schweinen verkauft. Schweinezüchterei ist übrigens eine Angelegenheit der Hausfrau und spielt eine große Rolle in der primitiven Wirtschaft von Stämmen, die heute genau so leben wie vor tausend Jahren. Je tüchtiger eine Frau in der Schweinezucht ist, um so höher ist ihr Preis.

Krieg zwischen einzelnen Stämmen kann unter den verschiedensten Vorwänden leicht ausbrechen. Nicht nur Frauenraub ist ein Kriegsgrund. Auch ein Fußtritt, den der Angehörige eines Stammes dem Hund, der irgend einem einflußreichen Mann aus dem anderen Stamm gehört, versetzt, kann zum Krieg führen! Während Männer sich bekämpfen, genießen Frauen wiederum ewigen Frieden. Sie können sogar mit Angehörigen eines feindlichen Stammes freundschaftlich verkehren. Friedensangebote werden gleichfalls durch Frauen überbracht. Der Krieg besteht nicht in regelrechten Schlachten, sondern aus Überfällen, die meistens aus dem Hinterhalt auf einzelne Mitglieder des feindlichen Stammes gemacht werden. Der gefallene Feind wird an eine Stange gebunden, genau wie ein Stück Wild und im Triumph weggetragen, um aufgefressen zu werden.

Harrison, dessen Bericht wir diese aufschlußreichen Einzelheiten verdanken, war siebenmal Zeuge solcher Vorgänge. Jeder Mann aus dem Stamm mußte ein Stück des toten Feindes aufessen. Ein solches Festmahl bildet den siegreichen Abschluß des Krieges. Wie Harrison erzählt, sind vor 20 Jahren mehrere Teilnehmer einer französisch-englischen Strafexpedition, die die Aufgabe hatte, die Kannibalen zu strafen, gefangen genommen und aufgegessen worden. War womöglich auch Harrison gezwungen, ein Stück Menschenfleisch zu „kosten"? Er schweigt sich darüber aus, stellt aber fest, daß „der Geschmack von Menschenfleisch an den eines jungen Ferkels erinnert und süßlich schmeckt!"

Jünglinge der Big Nambas müssen vor dem Erreichen des Mannesalters sich einer Reihe von qualvollen Prüfungen unterziehen. Sie werden in Brennesseln eingewickelt, gepeitscht und gefoltert und dürfen dabei nicht einen Ton von sich geben. Da die Häuptlingswürde bei diesem Stamm erblich ist, kann es geschehen, daß ein unmündiger Junge zum Alleinherrscher über den Stamm wird.

Die vielen Erfahrungen, die Tom Harrison während seines Aufenthalts unter den Kannibalen gewann, brachten ihm die Stellung eines Kolonialbeamten ein. Als er eines Tages im Golf von Malekule eine Motorbootfahrt unternahm, tauchte plötzlich eine Luxusjacht auf. Ein weltbekannter amerikanischer Filmschauspieler winkte Harrison heran. Der Filmstar hatte von den abenteuerlichen Erlebnissen des ehemaligen Oxfordstudenten erfahren und war erschienen, um sich mit ihm über die Möglichkeit eines waschechten Kannibalenfilms zu beraten. Harrison wurde als Regisseur für den Film verpflichtet.

Neue Jugend.

Ihr Professores hochgelahrt,
Der Frühling kommt; es ist vorbei
Mit eurer grauen Litanei.
Der einst im Busch sich offenbart,
Er hat noch jetzt die alte Art:
In Busch und Baum und Blüte
Sieht ihn ein froh Gemüte.

Gott kam nicht in der Windsbraut Wehn;
Die Berge stürzten: er war fern.
Das sanfte Sausen bringt den Herrn,
Vor dessen Huld wir schamrot stehn,
Daß uns die Augen übergehn,
Und alle Herzen schwellen
Und selig überquellen.

Gebüchert hab' ich, ach! so viel:
Nun ist mir andres Leben not.
Die goldne Jugend ist nicht tot
Mit ihrem Wandern ohne Ziel,
Die mir noch nie so wohl gefiel
Als grad in diesen Tagen:
Ich denk, ich darf es wagen.

Paul de Lagarde.

*

Zwei tödliche Abstürze in den Alpen.

Ein tödlicher Absturz ereignete sich an der Nordostwand des Gimpels in den Alpen des Tiroler Ausfern. Der 25 Jahre alte Fliesenleger Franz Graßmann aus Doerndorf in Franken stürzte etwa 200 Meter tief, und blieb zerschmettert liegen. Graßmann war in der Technik der alpinen Kletterei offenbar nicht erfahren. — Ein weiterer tödlicher Unfall ereignete sich, wie aus Rosenheim berichtet wird, beim Feuchek. Der 20 Jahre alte Bergis Demmel aus München stürzte, als sich beim Aufstieg über den Nordgrat eine Steinplatte löste, etwa 40 Meter tief. Er erlitt dabei so schwere Verletzungen, daß er bald starb.

Wie sie zur Technik kamen.

Große deutsche Erfinder erzählen.

Von Dr.-Ing. Fr. Haßler-Berlin.

„Oft habe ich in meiner Jugend gehört, wie mein Großvater Ingenieur wurde: Eine dreijährige Lehrzeit bei einem Optiker und Instrumentenmacher, das war der einzige Weg. Einen gebahnten, mit Ecksteinen, Wegzeigern und Warnungstafeln versehenen Weg wie heute gab es damals noch nicht", so schreibt Max Eyth, „die meisten begannen damit, an einem halbverbrannten, halbzerfransten Strick eines Blasebalgs zu ziehen und gelegentlich vom Obergesellen eine Ohrfeige zu erhalten, wenn sie beim behaglichen Schein des Schmiedefeuers darüber einnickten. Auf der Wanderschaft mochte sie dann der Gott, der Eisen wachsen ließ, in die Werkstatt eines strebsamen Schlossers führen, der sich mit dem kühnen Plan trug, eine Dampfmaschine zu bauen. Vielleicht stand er schon nachdenklich vor dem ersten, reichlich mit Löchern und Blasen geschmückten Gußstück der künftigen Maschine und überlegte sich, ob er es wegwerfen müsse oder von dem neuen Gesellen ausflicken lassen könnte. War der Geselle ein geschickter Bursche, so begann er zu bohren und zu meißeln, zu feilen und zu schaben und wurde schließlich einer der großen Ingenieure der vorvorigen Generation: ein alter Borsig, ein alter Hoppe, ein Riedinger, ein Kuhn und wie sie alle hießen."

Sehr reizvoll hat Max Eyth auch erzählt, wie er als neunjähriger Junge mit seinem Vater den Besitzer eines Hammerwerkes im Kochertal besuchen durfte und hier zum erstenmal „mit weitaufgerissenen Augen die Wunder anstarrte", die ihm dort entgegentraten. „Der dickköpfige eifrige Hammer, das sprühende Eisen, das geheimnisvolle Keuchen der Zylindergebläse, das ganze Leben und Lärmen in der schwarzen Werkstatt erfüllte mich mit einem wunderlichen Gemisch von Schauder und Entzücken." So groß war die Anziehung, die dieses Hammerwerk auf den Knaben ausübte, daß er 14 Tage später allein den Weg ins Kochertal hinüberlief und von einem übereifrigen Landjäger aufgegriffen und heimgebracht wurde. „Ob ich auf der Bergkante über dem Kochertal oder erst im weiteren Verlauf jenes Nachmittags Ingenieur wurde, weiß ich nicht genau, aber an jenem Tag geschah es, und das Tapp-Tapp meines fernen eisernen Freundes ist mir ein Wahlspruch geworden, der sich in guten und bösen Zeiten leidlich bewährt hat."

In den dunklen Räumen eines alten Klosters in Paris, nicht weit vom Boulevard Sebastopol, befindet sich das älteste große technische Museum der Welt, das „Conservatoire National des Arts et Métiers". In diese stillen und etwas dunklen Hallen kam in den sechziger Jahren öfters ein kleiner dunkelhaariger Junge von 10 bis 12 Jahren. Er bewunderte die Maschinen und zeichnete sie in sein Zeichenbuch. Da stand der erste von einer Kraftmaschine bewegte Wagen der Welt, Cugnots dreirädriger, mächtiger Dampfwagen vom Jahre 1770. Da waren aber auch Schiffsmodelle, Dampfmaschinen, Winden, physikalische Apparate. Der kleine Rudolf Diesel war glücklich in dieser befreienden Einsamkeit zwischen lauter Maschinen und Apparaten, die er liebte, weil ihm diese Liebe angeboren war. Am 27. März 1872 schreibt der gerade Vierzehnjährige an seine Eltern: „Liebste Eltern, mein sehnlichster Wunsch ist, Mechaniker zu werden. In irgend einem anderen Fach werde ich kaum etwas Tüchtiges erlernen. Nicht wahr, ich darf Mechaniker werden? . . ."

Große Schwierigkeiten hatte Carl Benz, als er Ingenieur werden wollte. War doch sein Vater als Lokomotivführer in jungen Jahren an einer Lungenentzündung gestorben, die er sich im Dienst geholt hatte. So ist es verständlich, daß die Mutter nur mit gemischten Gefühlen die Vorliebe des Sohnes für technische Dinge feststellt. Sie achtete die Tradition, die möglicherweise im Blut steckte" — so erzählt Carl Benz in seiner Selbstbiographie „Lebensfahrt eines deutschen Erfinders" —, aber sie wollte nach der technischen Seite hin in ihrem Leben keine trüben Erfahrungen mehr machen. Sie ahnte nicht, daß aus diesem jungen Lokomotivschwärmer die Freude des Erfinders herausjauchzte. Ein Beamter sollte aus ihrem Buben werden. Darum kam er mit neun Jahren aufs Gymnasium . . . — Meine Lieblingsfächer waren Physik und Chemie. Das muß wohl der Grund gewesen sein, daß unser Physiklehrer mir eines schönen Tages den Ritterschlag zum „Assistenten" gab. Freudig und gern opferte ich jeden Mittwoch den freien Nachmittag, um in der „Giftbude" die Apparaturen und Experimente für die Physikstunde am Samstag vorzubereiten . . . Endlich gab die Mutter meinem stürmischen Drängen nach. Ich durfte im 17. Lebensjahr das Gymnasium vertauschen mit der Technischen Hochschule, die hieß damals noch Polytechnikum."

Wie Carl Benz so sollte auch Gottlieb Daimler nach dem Wunsch seines Vaters Beamter, und zwar in diesem Falle Stadtschreiber werden, und erst nach langen Kämpfen erreichte er, daß er zu einem Büchsenmacher in die Lehre kam.

Andere Schwierigkeiten hatte Werner Siemens auf seinem Wege zur Technik zu überwinden. „Nähere Erkundigungen ergaben aber leider" — so heißt es in seinen „Lebenserinnerungen" —, „daß das Studium auf der Bauakademie zu kostspielig war, um meinen Eltern in der für die Landwirtschaft immer schwieriger gewordenen Zeit, in der ein Scheffel Weizen für einen Gulden verkauft wurde, bei der großen Zahl von jüngeren Geschwistern ein solches Opfer auferlegen zu können. — Aus dieser Not rettete mich der Rat meines Lehrers im Feldmessen, des Lieutenants im Lübecker Contingent Freiherrn von Bülzingslöwen, der früher bei der preußischen Artillerie gedient hatte. Dieser riet mir, beim preußischen Ingenieurkorps einzutreten, wo ich Gelegenheit erhalten würde, dasselbe zu lernen, was auf der Bauakademie gelehrt würde. Ich nahm daher Ostern 1834 im siebzehnten Lebensjahre Abschied von dem Gymnasium und wanderte mit sehr mäßigem Taschengeld nach Berlin." In Berlin ging Werner Siemens mit einem entfernten Verwandten, dem Leutnant von Hueth, zum damaligen Chef des Ingenieurkorps, dem General von Rauch. „Der General redete mir entschieden ab, da bereits so viele Avantageure auf die Einberufung zur Artillerie- und Ingenieurschule warteten, daß ich in vier bis fünf Jahren nicht hoffen durfte, dahin zu gelangen. Er riet mir, zur Artillerie zu gehen, deren Avantageure dieselbe Schule wie die Ingenieure besuchten und bedeutend bessere Aussichten hätten. So entschloß ich mich denn, bei der Artillerie mein Heil zu versuchen." — Es gelang ihm dann auch, bei der Artillerie in Magdeburg eingestellt zu werden. „Endlich, im Herbst des Jahres 1835, erhielt ich das ersehnte Kommando zur vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule nach Berlin und damit die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches, Gelegenheit zu finden, Nützliches zu lernen."

Leider ist die Zahl der Selbstbiographien aus dem Kreis der technisch Tätigen verhältnismäßig sehr klein, sie können daher nur ein unvollständiges Bild ergeben. Nimmt man aber dazu, was aus anderen Quellen über das Schicksal vieler Ingenieure des 19. Jahrhunderts bekannt ist, so sieht man, wie ganz verschiedenartig die Wege waren, die sie zu ihrer Lebensarbeit in der Technik führten. Den verschiedensten Berufen gehörten ihre Väter an, und alle Stämme unseres Volkes sind vertreten.

In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts setzt dann jene Zeit ein, in der es immer leichter wurde, Ingenieur zu werden. Das technische Schulwesen wurde ausgebaut, und um die Jahrhundertwende folgte in Deutschland die Gleichstellung der Technischen Hochschule mit den Universitäten. In diesen Jahrzehnten, die für die Ingenieure immer neue Arbeitsmöglichkeiten boten, sind im Massenzustrom zu dem aussichtsreichen Beruf auch manche jungen Leute Ingenieur geworden, die wenig Eignung dafür besaßen. Als dann die Krisenzeit der Inflation und Arbeitslosigkeit die Ingenieure besonders schwer traf, da wurde die Frage erörtert, ob man die Wahl des Ingenieurberufs noch empfehlen könne. Die VDI-Nachrichten eröffentlichten damals den „Brief eines Ingenieurs an seinen Sohn", in dem die Frage, wer Ingenieur werden solle und wer nicht, mit den auch heute noch gültigen Sätzen beantwortet wurde:

„Ingenieur kann man nicht werden aus Verlegenheit oder aus dem Wunsch nach Versorgung. Man muß das Zeug dazu haben. Man muß saubere und genaue Arbeit leisten. Man muß die Gesetze der Natur erkennen. Man muß einen Funken gestaltenden Geistes in sich verspüren, man muß endlich die Gabe und den Willen haben, Mensch zu sein unter Menschen . . ."